



Pascale Pfeuti *1985

Das Zugabteil – Wagen 17



Draussen am Fenster zogen geschwind gelbe Lichter vorbei. Sie blickte in die schwarze Nacht und versuchte, von den rasenden Bildern draussen eines zu fangen und festzuhalten. Sie machte es zu ihrem Spiel, etwas mit dem Blick zu erhaschen, sogleich die Augen zu schliessen und sich für einige Sekunden an das Bild zu erinnern. Es war ihr kein Leichtes, aber dennoch war sie froh über diese kleine

Beschäftigung, die sie von dem Geschehen neben ihr ablenkte. Diese eine Bewegung, diese eine Handbewegung war es, die sie so sehr irritierte. «Nicht darauf achten, einfach nicht darauf achten.» Und weiter zog sie verbissen die Bilder in sich hinein und behielt sie wie eine digitale Fotokamera für einige Zeit auf dem Bildschirm vor dem inneren Auge. «Nur noch ein einziger unauffälliger Blick nach links.» Tatsächlich! Sie hatte also nicht den Teufel an die Wand gemalt, es war effektiv so – der Mann im Viererabteil nebenan masturbierte. Sie stellte fest, dass er es eigentlich ziemlich gut verdeckte. Ja, regelrecht unauffällig wäre er gewesen, einer anderen Person wäre dies bestimmt nicht aufgefallen. Aber sie hatte ein Auge für versteckte Bewegungen, für Körpersprache und heimliche Perversionen. Da wurde sie hellwach und war nicht mehr von ihrem Visier abzubringen. Der Mann hielt seine Hände im Schooss gefaltet und bewegte das Händebündel auf und ab.

Sie nahm jetzt ihr Buch zur Hand um dahinter ein wenig Schutz zu finden. Während sie vorgab, in die Zeilen ihrer Lektüre vertieft zu sein, konnte sie ihn und sein unanständiges Tun aus den Augenwinkeln heraus betrachten. «Auf und ab, einfach ekelerregend!» Sie hörte auf, die kleinen braunen Mandeln in ihren Mund zu schieben, der Appetit war ihr – wie ihr schien für alle Zeit – vergangen. Und trotz des abstossenden Gefühls, das sie dem benachbarten Menschen gegenüber empfand, verspürte sie eine kleine, unanständige Erregung. Diese kletterte von der trockenen Gegend ihrer Kehle aus abwärts, streifte ihre Brüste, schwamm durch den Bauch und legte sich schliesslich zwischen ihre Beine. Sie erschrak über sich selber und war ein wenig überfordert von der Situation, die gleichzeitig Grauen und Ekel, als auch Faszination und Neugier in ihr hervorrief. Sie wagte noch einen kleinen Blick nach links – vielleicht war ja doch alles nur eine Illusion, eine dramatisch untermalte Fantasie eines sechzehnjährigen Mädchens. Aber was ihre Augen jetzt, bei dem harmlosen Nachlinksschauen, erblickten, war alles andere als eine Einbildung: die Hand des Mannes war unter seinem weissen Unschuldshemd und in seiner blauen Jeans verschwunden. In dem selben



Augenblick, als sie sich dessen bewusst wurde, durchfuhr sie ein arger Adrenalinstoss und sie musste sich zwingen, ihren Blick wieder von dem Ort des Vergehens abzuwenden. Sie wagte noch einen kurzen Blick in sein Gesicht; es war verkrampft, sein Mund stand offen und die Augen waren fest zusammengekniffen.

Sie fühlte jetzt keine Erregung mehr, keinen Ekel, ganz und gar zu schweigen von einer Faszination. Alles, was sich jetzt aus ihrem wirren Empfinden noch heraus kristallisieren liess, war pure Angst. Sie versuchte, sich auf ihr Buch zu konzentrieren und merkte, dass sie ein und die selbe Zeile bereits zum circa siebten Mal las. «Er stand in der Strassenbahn und betrachtete die Leute vor und neben ihm.» «Was? Wer?» Ach, sollte er ihr doch gestohlen bleiben, dieser elende Strassenbahnfahrerbetrachter, zumal sie dieses Buch ohnehin schlecht fand! Sie wollte weg hier.

Es lag in ihrer äusserst eigenen Natur, dass sie selbst das Weggehen auf eine unauffällige, diplomatische Art und Weise tun wollte, so dass er nicht bemerkte, warum sie ein anderes Zugabteil dem jetzigen vorzog. Sie hatte ausser dem sexuell Aktiven keinerlei Mitfahrer in ihrem Wagen, also niemanden, an den sie sich hätte wenden können, um ihrerseits irgend eine kleine Szene zu spielen, einen Grund für ihr Weggehen herzaubern zu können. Was sollte sie tun? Sie überlegte, als ihr plötzlich ihr Handy einfiel. Sie kramte es hervor und beschleunigte ihr Tempo, als sie einen zweifachen Stöhnlaut von dem Mann vernahm. «Gott, welch Perversion!» dachte sie und forderte sich selbst zu mehr Tempo auf. «Schnell, ich muss hier weg.» Sie drückte unbeholfen auf die Knöpfe des Telefons und begann zu sprechen. Erst jetzt merkte sie, dass ihr Hals völlig ausgetrocknet und ihr Atem sehr hastig war. Er würde sie garantiert nicht verstehen, soviel war sicher, denn sie sprach in ihrer eigenen Sprache. Vor zwei Jahren hatte sie diese linguistische Eigenkreation ins Leben gerufen. Die wenigen Leute, die bis jetzt die Ehre gehabt hatten, ihre Sprache zu hören zu bekommen, hatten sie für holländisch oder schwedisch, ja sogar einmal für norwegisch gehalten. Sollte er doch dasselbe tun, dieser Idyllenbrecher, er war ja ohnehin kein Europäer und deshalb bestimmt nicht der nordischen Sprachen mächtig. Und wenn schon – es war ja keine.

Sie redete und redete und es fiel ihr nicht auf, dass sie im Grunde nicht mehr als ein paar wenige Worte hervorbringen hätte müssen; stattdessen plauderte sie mit dem imaginären Gesprächsbeteiligten über ihre Ferien im Tessin, über ihren Zug, schliesslich darüber, dass sie sich beide in dem selben befänden und schlussendlich versprach sie ihrem Telefonfreund, in sein Abteil zu kommen. Sie war so sehr demjenigen Bann verfallen, der sie stets umhüllte, wenn sie sich mit sich selber in ihrer Sprache unterhielt und von einem süsslichen Stolz heimgesucht wurde, dass ihr erst jetzt, da das vorgetäuschte Gespräch beendet war, bewusst wurde, wie unlogisch sie gehandelt hatte. Hatte sie sich nicht noch kurz zuvor mit beruhigenden Gedanken davon überzeugt, dass der Fremde ihre Worte nicht deuten könne? Wieso redete sie dann so lange auf das tote Gerät in ihrer Hand ein?



Sie wusste es; es war die Kunst, ja gar die Sucht, die sie besass, sich in etwas, in eine Situation, in einen Menschen oder in einen Vorfall hineinzusetzen. Unternahm sie irgendetwas, was einem Schauspiel nahe kam, so war sie nicht mehr zu bremsen. Und wenn sich dieses dazu noch in ihrer eigen erschaffenen Welt abspielte, konnte sie nichts und niemand mehr aus ihrer Rollenadaptation entreissen.

Aber war jetzt der Zeitpunkt um über Dinge dieser Art nachzudenken? Nein, vielmehr musste sie sich endlich daran machen, von hier zu verschwinden. Der Grund für ihren Drang zu gehen, sprich der sich selbstbefriedigende Mann nebenan, hatte die Beine unterdessen zu einem ungefähren Winkel von sechzig Grad geöffnet, den Kopf in den Nacken geworfen und seine Zunge baumelte aus seinem linken Mundwinkel. «Raus!» befahl sie sich und wie von einer unsichtbaren Hand gestossen, sprang sie endlich von ihrem Sitz auf, wobei sie die Tüte mit den Mandeln zu Boden stiess und ein wilder brauner Haufen entstand. Der durch das raschelnde Geräusch in seinem Tun gestörte Mann entschwand für einen Augenblick aus seiner Welt der Lust und blickte auf. Sie kümmerte sich nicht um den Verlust ihrer mühsamst ergatterten und teuer bezahlten Nüsse, sondern riss energisch die Abteiltüre auf. Die Türe schmetterte heftig gegen die Sitzreihe, wo der jetzt Unterbrochene zu sitzen oder eher zu liegen pflegte. Er drehte sich zu ihr hin und sie hatte das Gefühl, ihr Herz müsse in der Geschwindigkeit seiner Schläge zerbersten. Wie angewurzelt blieb sie stehen und starrte dem Mann in die Augen. Sein Gesicht war immer noch angespannt, auf seiner Stirn hatten sich Falten gebildet und an seiner rechten Schläfe war ein einziger Schweißtropfen zu sehen, der dort wie ein Bergsteiger am Seil hing. Ihre Kehle schnürte sich zusammen als ihr Gegenüber die rechte Hand aus seiner Hose und unter seinem Hemd hervor zog und sie ihr hinstreckte. Sie war seltsam glänzend und wohl von der Anstrengung der Arbeit so rot angelaufen. Nach der Inspizierung dieses zu ihr hingestreckten Körperteils sah sie wieder in sein Gesicht und fragte sich, warum sie nicht fort lief. Sie war von einem abstossenden Grauen gepackt, sie wollte weg, raus aus Wagen 17 – aber sie blieb stehen.

Jetzt öffnete der Mann seinen Mund, verzog die Lippen zu einem mühevoll herbeigeschafften Lächeln und brachte mit schwacher, aber deutlich vernehmbarer Stimme zwei Worte hervor: «Good bye!» Sie starrte ihn an. Natürlich wäre es ihr nicht im Traum eingefallen, diese schweissgebadete Hand zu ergreifen und zu schütteln. Aber sie war überwältigt. Wie konnte ein solch perverser und anstandsloser Mensch nach allem, was er in ihrer – äusserst unangebrachten – Gegenwart geleistet hatte, es wagen, sie um einen Abschiedsgruss zu bitten? Doch was sie noch viel mehr lähmte, war die Tatsache, dass er sich ihrer Gegenwart die ganze Zeit über bewusst gewesen war. Insgeheim hatte sie gehofft – obwohl dies sehr unwahrscheinlich gewesen wäre – er hätte sie nicht bemerkt oder es wäre ihm einfach gleichgültig gewesen, dass es bei seinem Prozess Anwesende



gab. Aber nun war sie sich sicher, dass er seinen Akt mit Absicht neben einem jungen Mädchen vollbracht hatte.

Der Mann, den sie nunmehr als ein Scheusal empfand, machte Anstalten, aufzustehen; und das war es, was ihr endlich den nötigen Stoss verlieh, die Beine unter die Arme zu nehmen und davonzulaufen.

Ihre Brust bewegte sich heftig auf und ab, sie rang nach Atem. Neun Wagen hatte sie durchquert, jetzt war sie im hintersten des Zuges. Trotz ihrem raschen Vorbeieilen an gemütlich sitzenden, schwatzenden und lachenden Leuten und deren erstaunten Blicken, als sie wie vom Teufel gejagt durch die Sitzreihen fegte, hatte sie die Wagen sorgfältig gezählt. Schliesslich wollte sie sich ganz sicher sein, von dem unangenehmen Ort so weit wie nur möglich entfernt zu sein.

Jetzt war es also überstanden, sie konnte wieder beruhigt die vom Mond beleuchteten Gärten draussen bewundern. Und die Strassenlampen, die in ihrem Vorbeirauschen helle Lichtstreifen hinter sich her zogen, verliehen ihr eine regelmässige Atembewegung. Aber innerlich bebte sie. «Wieso wühlt mich eine solche Lappalie dermassen auf? Würde mir irgendjemand glauben, wie schlimm eine solche Sache sein kann? Schliesslich, könnte man denken, hat er mir nichts getan, er hat mich ja nicht einmal angefasst. Aber es war grauenvoll. Schluss jetzt – ich konzentriere mich auf etwas Anderes!»

Innerlich ein wenig ruhiger als zuvor liess sie ihren – bereits wieder neugierigen – Blick durch den Raum schweifen: Neben ihr war eine höchstens fünfunddreissigjährige Frau, die strickte. «Wie langweilig!» Schräg gegenüber, auf der rechten Seite, sass ein junger Mann mit einer Gitarre, die er zwischen die Beine geklemmt hielt. Er hatte blondes Haar und wohl die blauesten Augen, die sie je gesehen hatte. «Eine männliche Schönheit – wie uninteressant.» Vis-à-vis auf der anderen Seite erblickte sie einen dicken Jungen von etwa sechzehn Jahren. Sein Kopf war auf die Schulter gesunken und sein Oberkörper war leicht nach vorne gesackt. Er schlief. Mit einer Mischung aus Ekel und Mitleid betrachtete sie seinen halb offen stehenden Mund; die Zunge war unschön auf die Unterlippe gebettet und im Mundwinkel entdeckte sie etwas Glänzendes, das sich allmählich zu bewegen schien. Es war ein dünner Faden aus Speichel, der sich dem Kinn entlang einen Weg abwärts bahnte. Angewidert schaute sie weg. «Ist denn heutzutage jedermann ein Schwein?» In ihrer Aufgewühltheit bemerkte sie nicht, dass der arme Junge seines Schlafes halber nichts für seinen Speichelverlust konnte. Das war ihr egal. Tatsache war, dass sie genauso alt wie der junge Mensch dort drüben war, und sie würde eine solche Schweinerei nie begehen. Punkt.

Weder das Klappern der Stricknadeln, noch der leere Blick von dem blondblauen Beau konnte sie erquicken, und der Gedanke daran, dass sie noch anderthalb Stunden in diesem Zug verbringen musste, löste einen tiefen Seufzer bei ihr aus. Es gab nichts zu beobachten, nichts zu beurteilen, nichts zu hören und schon gar nichts zum Davonlaufen.



Und in der Öde, die sie empfand und die beinahe einer Tristesse gleichkam, schlüpfte ein befremdender Gedanke an den Rand ihres Bewusstseins: «Soll ich wieder zu dem Mann mit der Hand in der Hose zurückgehen? Absurd! Aber dennoch ...»